



Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch.

Festvortrag, gehalten auf der Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins zu Bittau am 1. Oktober 1899

von Geh. Hofrat Professor Dr. Otto Behaghel.

Wenn in den letzten Jahrhunderten von deutscher Sprache geredet wurde, wenn angesehenere Gesellschaften der deutschen Sprache ihre Pflege widmeten, wenn Lehrgebäude und Wörterbücher der deutschen Sprache entstanden, so war es die vornehme, würdevolle, streng abgemessene Sprache der Schrift, des Buches, die man im Auge hatte, die Sprache derer, die vielbewundert auf den Höhen der Litteratur sich bewegten. Nur selten geschieht es in früheren Zeiten, daß einmal ein Forscher dem seine Aufmerksamkeit schenkt, was tief unten in den Niederungen sich zuträgt, daß er auf das Leben der Mundart achtet, von ihren Lauten und Formen, ihren seltsamen Wörtern im Vorbeigehn Kunde giebt. Und im eigentlichen Schrifttum wird auf lange hinaus der Mundart keine andere Rolle zugeteilt als die des Spaßmachers, des Clowns. Bis ins 18. Jahrhundert hinein wird sie von der Dichtung fast ausschließlich nur auf der Bühne zugelassen, zur Darstellung derb komischer Vorgänge, die den Gang der ernstesten Handlung als Zwischenspiele unterbrechen.¹⁾ Erst das Erwachen Rousseau'scher Stimmungen hat ihr eine andere Stellung verschafft, hat sie bei Voß und Hebel zur Vertretung ernsthafter Dinge berufen. Im Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts ist dann die Mundart zum Gegenstand eindringender wissenschaftlicher Forschung geworden: wir haben einsehen müssen, — und in immer weitere Kreise hat sich diese Erkenntnis verbreitet —, daß die Mundart nicht ein verdorbenes Hochdeutsch ist, sondern daß in ihr das eigentliche volle Leben der Sprache sich entfaltet, während in der Schriftsprache nur ein abgeblähter Schein des Lebens sich zeigt. Diese neu gewonnene Anschauung hat die Bahn geöffnet für Ansichten, die der alten vornehmen Schriftsprache, der deutschen Hauptsprache, wie die Gelehrten alter Zeit sie

¹⁾ Vgl. Behaghel, über Schriftsprache und Mundart S. 9 und Behaghel, Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen S. 48.

genannt haben, höchst verhängnisvoll zu werden drohen. In ganz unehrerbietiger Weise rückt man jetzt der alten Herrin zu Leibe; als Tinten-Deutsch wird sie gebrandmarkt, ihr Stil voll Verachtung als papierner Stil bezeichnet; lebendig das heute gesprochene Wort soll maßgebend sein für unsern schriftlichen Brauch, nicht mehr eine bloß durch ihr Alter geheiligte Überlieferung. So haben sich die Zeiten geändert, die Verhältnisse beinahe umgekehrt. Diesen Wandel zu verstehen, seine Berechtigung zu prüfen, das soll die Aufgabe unserer heutigen Erörterung sein.

M. D. und S.! Die Verhältnisse haben sich beinahe umgekehrt, das war das Ergebnis unserer einleitenden Betrachtung. Beinahe umgekehrt, aber nicht vollständig: denn so weit gehen sie nicht, jene Gegner des Tinten-Deutschens, daß sie nunmehr die Mundarten in eine schrankenlose Herrschaft einsetzen wollen. Was sie verlangen, ist etwas anderes. Mit dem Schlußsatz: die Schriftsprache, die Mundart, ist die ganze Fülle des Sprachlebens auch nicht annähernd erschöpft. In der Mitte zwischen beiden giebt es eine ganze Reihe von Abstufungen, von Mischungen, von denen besonders eine Abart Ihnen wohl bekannt ist, das Wäffingisch des Niederdeutschen, das in Reuters Onkel Bräutigam einen unergänzlichen Vertreter gefunden hat. An der Spitze dieser Zwischenstufen steht eine Form, die erst neuerdings ihren festen Namen erhalten hat, die sogenannte Umgangssprache.¹⁾ Das ist die Sprache des gebildeten Verkehrs, eine Sprache, die in Lauten und Formen den Gesetzen der Schriftsprache sich unterwirft, die aber in der Auswahl der Wörter ihre eigenen Wege geht und namentlich in der Satzfügung meist auf der Seite der Mundart steht, zur Schriftsprache einen scharfen Gegensatz bildet.

Diese vornehmste Form des gesprochenen Wortes ist es, die neuerdings den Anspruch erstrebt, auch für die geschriebene Rede den Maßstab abzugeben; nur das soll schriftlich gelten, was in der mündlichen Rede sein Gegenbild findet. Allerdings, die solche Anschauungen vertreten, sind sich der Tragweite ihrer Forderungen wohl nicht immer klar bewußt und haben mit ihrer Begründung, mit der Frage nach ihrer Berechtigung nicht überflüssig sich den Kopf zerbrochen.²⁾ Und doch, wer ein Werkzeug auswählt oder gestaltet, kann das nicht thun, ohne sich die genaueste Rechenschaft zu geben von den Aufgaben, die es zu erfüllen hat, von den Bedingungen, unter denen es arbeiten soll, von dem Stoff, der zu seiner Herstellung verfügbar ist.

Da zeigt denn schon ein flüchtiger Blick, daß zwischen den Voraussetzungen für das geschriebene Wort und denen für das gesprochene Wort

¹⁾ Vgl. das verdienstliche Buch von H. Wunderlich, Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügungen. Weimar und Berlin 1894.

²⁾ Damit sollen die entschiedenen Verdienste von Otto Schroeders Schrift vom papiernen Stil nicht in Abrede gestellt werden.

tiefgreifende Unterschiede bestehen. Das eine hat auf das Auge zu wirken, das andere auf das Ohr; und so sind schon die Mittel andere, über die beide gebieten. Auf jeder von beiden Seiten stehen Ausdrucksformen in bequemer Bereitschaft, die der andern ganz verjagt oder aber schwer zugänglich sind, wobei freilich die Rüstkammer des gesprochenen Wortes weit reicher ausgestattet erscheint, als die des geschriebenen. Von den zahlreichen und feinen Abstufungen, die in der Tonstärke der gesprochenen Rede sich geltend machen, kann die Schrift kaum die roheste Anschauung geben mit den kümmerlichen Hilfsmitteln des Unterstreichens oder des Sperrdrucks; ob ein Satz im Ganzen mit leiser gleichgültiger Stimme oder mit starkem Nachdruck, mit wichtigem Dahinschreiten hervorgebracht wird, das anzudeuten ist die Schrift völlig unermügend. Die Bewegung der Satzmelodie, das Gesangliche der Rede, das Anschwellen und Sinken der Stimme ist ganz unerschöpfbar für die schriftliche Darstellung. Von dem Zeitmaß der Rede, von der Schnelligkeit, mit der ihre Teile aufeinander folgen, ist nur eines, nur die Pausen, in der Schrift bezeichnet worden: durch die Satzzeichen, den Gedankenstrich, die Anwendung des Absatzes. Will die schriftliche Rede die Erregung des mündlichen Wortes, das Herausgestohene, das leidenschaftlich Bewegte schildern, so muß sie zu besonderen syntaktischen Fügungen greifen. Die gesprochene Rede kann Sätze von ganz ungleicher Geltung ruhig in aller äußern Selbständigkeit nebeneinander stellen; durch das Eilen oder Zögern der Stimme, durch die Art des Nachdrucks erhalten wir doch ein deutliches Bild von der Abstufung ihres Wertes: dem geschriebenen Wort bleibt oft nichts anderes übrig, als die Nebenache auch äußerlich zum Nebensatz zu gestalten.

Freilich besitzt auch die mündliche Rede Mittel, die mit dem Auge des Hörers in Beziehung treten, Mittel, die ihr allein eigentümlich sind: die Gebärde, die Hand mag den Nachdruck der Stimme unterstützen; zwischen verschiedenen Gegenständen kann vielleicht schon die unmittelbare Hinweisung genügende Scheidung herstellen, wo die Schrift auf derselbe, der erstere — der letztere verfällt; ein Zucken der Lippen, ein Aufleuchten der Augen kann es verraten, ob hinter dem gesprochenen Worte der Schall lauert oder ob es ernsthaft gemeint ist. Alle diese Mittel des gesprochenen Wortes haben den unvergleichlichen Vorzug, daß ihre Wirkung ganz unmittelbar erprobt werden kann an dem Ausdruck, den das Gesicht des Hörers gewinnt, an seinem Gebahren, an seinen Ausrufen und Entgegnungen, und daß so der Redende eine sofortige Gegenwirkung empfangen, von ihr in der weiteren Gestaltung seiner Rede sich bestimmen lassen kann.¹⁾ So finden in der mündlichen Rede jene

¹⁾ Über die Bedeutung, die die Wirkung seiner Worte für den Redenden hat, spricht sich Salvatore Farina gelegentlich aus: Um den Glanz des Ruhmes S. 60

Fragen ihre gute Stätte, die die Schulweisheit als rhetorische bezeichnet, die in der geschriebenen Rede oft komisch, meist unerträglich wirken, die uns aber von der Schulbank her, von den Prunkreden Ciceros nur zu geläufig sind. Erkennt der Redner, daß seine Worte nicht verstanden werden, so mag er wiederholen und ergänzen, dem einen Worte ein sinnverwandtes anreihen, das bereits abgeschlossene Ganze durch Nachträge erweitern. Erhält er so nicht selten Anlaß, seine Rede besonders reichlich, ja verschwenderisch auszustatten, so wird es ihm in andern Dingen möglich, die Ausgabe wieder einzubringen und sparsamer zu verfahren, als der Schreibende. Was man im Aufbau des Dramas als Exposition bezeichnet, die Voraussetzungen, aus denen Handlung und Rede des Handelnden hervorgeht, das muß das geschriebene Wort oft erst umständlich schildern; für den Redenden sind sie zumeist unmittelbar gegeben; und nicht zwar nicht bloß Ort und Zeit. Er kennt in der Regel die Stimmung des Hörenden, den Umkreis und die Beschaffenheit der Vorstellungswelt, über die er gebietet, die Verhältnisse, unter denen er lebt, die Personen, die seinen Gedanken nahe liegen, und er darf die gleiche Kenntnis seiner eigenen Angelegenheiten beim Hörer vermuten. Diese Gemeinsamkeit der Voraussetzungen gestattet es, mit wenigen Worten, ja mit einem einzigen ganze Reihen von Vorstellungen abzutun¹⁾; eine große Sparsamkeit, ja übermäßige Bequemlichkeit und Trägheit des Ausdrucks wird hierdurch begünstigt; mag die sprachliche Wendung noch so ungeschickt und unvollständig, mag sie noch so abweichend sein von der Regel, vom Überlieferten: der andere wird schon damit fertig werden, die hingeworfenen Brocken zu ergänzen, das Dunkle zu durchschauen.²⁾ Solche Sparsamkeit, ja beinahe Knauerei erstreckt sich bis in die Behandlung des einzelnen Wortes hinein, namentlich wenn es sich um öfter wiederkehrende Lebenslagen handelt; der Gruß des guten Morgens wird zu einem dumpfen Gebrumm, das aus M in R übergeht, und die Frage wie? zu einem einfachen, etwas länger ausgebehnten W.

Diese Gemeinsamkeit der Voraussetzungen, im Verein mit der Einwirkung, die der Redner durch den Angeredeten erfährt, bedingt es, daß die Rede in hohem Maße als das Ergebnis zweier Größen er-

(Engelhorn's Romanbibliothek IV, 19): »die Jahre und die Blindheit hatten Mattia mehr als nötig wortreich gemacht, denn weil er die Wirkung seiner Worte nicht auf dem Gesichte des Angeredeten las, begnügte er sich nicht, seine Ideen nur halb auszudrücken.«

¹⁾ Ein nicht übles Beispiel bietet folgendes »abgekürzte Gespräch« aus Nr. 2798 der Höligen den Blätter: Frau Kathi: Wissen Sie's schon? — Frau Ranni: No natürlich. — Frau Kathi: seit wann? — Frau Ranni: gestern früh. — Frau Kathi: von wem? — Frau Ranni: Ah, von der Dings da drüben. — Frau Kathi: Nacha himmli! (Stürmen nach beiden Seiten ab.)

²⁾ Vgl. Bolle, Wie denkt das Volk über die Sprache? S. 15.

scheint: nicht lediglich aus dem Haupte des Redenden entsprungen, sondern gemeinsames Erzeugnis des Sprechers und des Hörers.

Auch der Schreibende sucht sich ja den Kreis, an den er sich wendet, lebhaft vorzustellen; aber nicht selten mißlingt das gründlich, oft genug kommt der Beurteiler eines Buches zu dem Ergebnis, daß es sich im Tone vergriffen habe, daß man nicht wisse, auf welche Art von Lesern es berechnet sei.

Auf der andern Seite ist es für den Schreibenden ein großer Vorteil, daß er unbeirrt ist durch äußeres Drängen, nicht gestört durch leidenschaftliche Erregung oder gehemmt durch befangenes Wesen, abgelenkt durch unerwartete Einwände, und daher reiflich überlegen kann, was er sagen will. Den Gang der Erörterung hat er vollkommen in seiner Hand; er hat die ruhige Auswahl zwischen den verschiedenen Fassungen, durch die er seine Gedanken ausdrücken kann. Bei dem Sprechenden dagegen tritt die weise Vorsicht, das bewußte Erwägen stark zurück; auch hierdurch wird er dazu geführt, bereits Gesagtes nachträglich zu verdeutlichen, zu ergänzen, richtig zu stellen, und gar leicht mag es ihm begegnen, daß er mehrere möglichen Wendungen zu einer einzigen verschmilzt¹⁾; es wird ihm schwerer, größere Satzgebilde zu schaffen; er ist sehr geneigt, eine Anschauung erst gänzlich zu erlebigen, ehe er zur Verkörperung einer

¹⁾ So wird aus befindlich und sich befindend das bekannte sich befindlich, aus das ist mein und das gehört mir das vollständige das gehört mein. Zahlreich sind derartige Beispiele im Heliand, vgl. meine Syntax des Heliand S. 368 ff. Belege aus Bismarck finden sich in der später folgenden Abhandlung über den Wortlaut seiner politischen Reden. Ich will hier nicht eine Sammlung dieser wichtigen und weit verbreiteten Erscheinung geben; ich hebe nur noch eine Form hervor, die bis in die Höhen der Litteratur hinaufreicht: die Verwendung von statt, anstatt im Sinne eines gegensätzlichen während: so schreibt Vobner an Gottschied (Donzel S. 189): »denn der Verfasser dieser Kritik hat mich zu einem Propheten von seiner Lehre gemacht, statt daß ich . . . zuvor ganz andere Gedanken von dieser Art Gelehre gemacht, statt daß ich . . . zuvor ganz andere Gedanken von dieser Art Gelehre gehabt hatte.« Im Wöb heißt es (Gempel VI, S. 35): »und verdantst du's, daß wir uns in ihren Schuß begeben, deren Hilfe uns nah ist, statt daß die ferne Majestät sich selbst nicht beschützen kann?« Im Tasso II, 1: »anstatt, daß meine Schwester mit jedem, wie er sei, zu leben weiß, so kannst du selbst nach vielen Jahren kaum in einen Freund dich finden.« Bei Heine, über Deutschland (Hamburger Ausgabe V, 148): »nur das pitifulige Gezänke der Vizantiner ist damit zu vergleichen; jedoch war dieses nicht so langweilig, da große, staatsinteressante Hofintrigen sich dahinter versteckten, statt daß die protestantische Klopffesterei meistens in dem Bedantismus enger Magisterkappe und Schulfische ihren Grund hatte.« Ferner bei Heine, Französische Zustände (XI, 285): »die meisten von ihnen werden reich, statt daß die größten Schriftsteller Frankreichs dahindarben.« Ein Beispiel aus den Münchener Neuesten Nachrichten 1897, Nr. 474, S. 3: »Statt daß die fortschreitende Zeit immer mehr dem empfundenen Bedürfnisse Rechnung tragen soll, will sie hier dem Fortschritt ein Hemmschuh sein.« Weitere Beispiele aus Goethe im Grimmschen Wörterbuch unter anstatt, ein Beispiel aus der zweiten Vorrede zu den Räubern in Heynes Wörterbuch unter statt. Der Beleg aus dem Tasso z. B. ist aus folgenden beiden Fügungen gemischt: während meine Schwester zu leben weiß und: statt daß du zu leben weißt.

neuen übergeht: so ist er ein Feind der Einschaltungen, der Einschachtelungen, mit denen die Schriftsprache so gerne zu thun hat und unter Umständen auch zu thun haben kann. Jedenfalls aber, mag die Überlegung auch bei der mündlichen Rede ihres Amtes noch walten, so ist sie doch vollauf in Anspruch genommen durch den Inhalt, durch die Sorge dafür, daß die Form der Rede zweckmäßig beschaffen sei. Den Forderungen der Schönheit gerecht zu werden, die Rede künstlerisch zu gestalten, auch daran noch zu denken, ist ihr nicht vergönnt. Und es würde sich auch der Mühe kaum lohnen, denn der Hörer wäre seinerseits nicht im Stande, solche Feinheiten zu würdigen oder auch nur wahrzunehmen. Der geschriebenen Rede muß es vorbehalten bleiben, das Maß der Sätze harmonisch zu gestalten, das Gewicht der einzelnen Glieder gleichmäßig zu verteilen, den Tonfall rhythmisch zu bilden¹⁾, die Frage aufzuwerfen, ob zwischen dem Ausgang eines Wortes und dem Beginn des nächsten ein Abgrund gähnen dürfe von Vokal zu Vokal.

Aber noch eine weitere Fähigkeit des menschlichen Geistes wirkt anders bei der geschriebenen, anders bei der gesprochenen Rede: das ist das Gedächtnis. Weit leichter beim gesprochenen als beim geschriebenen Wort werden die Teile der Rede vergessen, die weiter zurückliegen, vom Urheber, wie vom Empfänger des Wortes. So kann es kommen, daß der Fortgang der Rede nicht dem Anfang entspricht; daß der Redende erst kürzlich Gesagtes noch einmal aufnimmt, vielleicht ohne daß ihm selber die Wiederholung zum Bewußtsein kommt, vielleicht auch um der Erinnerungsschwäche des Hörenden zu begegnen. Die Anwendung des gleichen Wortes in kurzen Zwischenräumen, die beim Schreiben und Lesen verkehrt, sie verliert beim Sprechen nicht nur das Anstößige, sondern wird unter Umständen eine willkommene Hilfe zu deutlicher Erfassung des Gehörten.

Aber das Gedächtnis wirkt bei dem Schreibmenschen nicht nur derart, daß es die eben verstoffenen Teile der eigenen Rede festhält. Viel wichtiger ist, daß die fremde Rede in der Erinnerung haftet, daß beim Schreiben wirksam wird die ganze Fülle dessen, was der Einzelne gelesen und gelernt hat.

Wie weit die grammatische Schulung, der wir von früher Jugend an unterworfen sind, im einzelnen die Schriftsprache beeinflusst, heute und in früheren Zeiten, ist noch wenig bekannt. Gewiß ist, daß dabei verschiedene Seiten der Sprache verschieden beteiligt sind. Je äußerlicher eine Erscheinung, um so leichter und früher wird sie beobachtet und in Regeln gefaßt; um so leichter auch wird solche Regel befolgt. So hat in Sachen der Wortbeugung, der Wortbildung das Ansehen der Sprachlehrer zeitig durchgegriffen. Anders auf dem Gebiete der Satzfügung. Deren Erscheinungen sind heute noch lange nicht genügend untersucht und

¹⁾ Zumal im Hinblick auf den Fall des Vortrags oder Vorlesens.

sind auch früher ein Stiefkind der Forschung gewesen. Haben doch die älteren Sprachlehrer z. B. die wichtige Lehre vom Indikativ und Konjunktiv, von der Folge der Zeiten, mit wenigen Worten abgethan, da, wo sie das Fürwort daß behandeln. So läßt sich denn in syntaktischen Dingen gelegentlich wahrnehmen, daß die Weisheit der Grammatiker um Jahrhunderte nachhinkt hinter dem, was wirklich Sprachgebrauch ist.¹⁾ Trotzdem ist auch hierin der Einfluß der Regel nicht zu unterschätzen. Es ist keineswegs nur der einzelne Lehrer, dem wir uns beugen, sondern es ist vor allem bedenklich, daß uns überhaupt der Glaube an die Notwendigkeit der Regelung eingesöhnt wird, daß wir das Verständnis und die Empfindung für die Freiheit des sprachlichen Lebens verlieren. Nichts giebt es, was dem Schulmeister ärgerlicher wäre, als wenn er auf sein Richteramt verzichten soll, wenn er nicht mehr sagen soll: entweder — oder; wenn er anerkennen soll, daß zwei Formen, zwei Fügungen gleich möglich, gleich richtig seien.

Allerdings, wer nicht selbst Schulmeister ist, wird sich nicht beifallen lassen im Augenblick der Not, nun auch wirklich das Regelbuch zu befragen. Er wird versuchen, selbst seine eigene Grammatik zu sein, zu schöpfen aus seiner Kenntnis des Sprachgebrauchs. Und so gerät er unter den Bann seiner Vorgänger, wie diese von ihren Vorbildern sich haben meistern lassen. So kann es sich ereignen, daß in der Schriftsprache Erscheinungen festgehalten werden, die vielleicht schon seit Jahrhunderten in der lebendigen Sprache ausgestorben sind. Wir haben Grund zu der Annahme, daß der Genitiv in der Mundart des Volkes schon zu Anfang des Neuhochdeutschen der Hauptsache nach untergegangen war; in unserer heutigen Schriftsprache steht er noch da ohne jedes Zeichen des Verfalls. In manchen Gegenden Deutschlands ist es geradezu ein schwieriges Ding, einen Nebenatz aufzutreiben mit einem Beispiel des Konjunktivs, und die Umgangssprache teilt im Ganzen diese Sparfameit, während er in der Schriftsprache blüht und gedeiht, gehätschelt von vergangenheitsfreudigen Sprachlehrern.

Nicht immer macht sich dieser Einfluß der Vergangenheit so unmerklich geltend, vermittelt durch zahlreiche Übergänge und Zwischenglieder. Schon im vorigen Jahrhundert, als in schöner Begeisterung die Denkmale altdeutscher Dichtung wieder ans Tageslicht gezogen wurden, ist vielfach altdeutsches Sprachgut aufs neue unserer Sprache einverleibt worden, und später haben hervorragende Forscher wie Jaf. Grimm, Lachmann, Wader-nagel gelegentlich unter dem Banne längst vergangener Wortfügungen gestanden. Es war Blut von unserem Blute, was so, auf kurz oder lang, unserer Sprache zugeführt wurde; aber im Grundsatze war hier

¹⁾ Vgl. Behagel, Gebrauch der Zeitformen S. 156.

das Verfahren kein anderes, als wenn gänzlich fremde Sprachen Einfluß gewonnen, wie dies ja auch in so überreichem Maße geschehen ist.

Welch ungeheure Menge von fremden Wörtern zumal aus dem Lateinischen und Französischen uns zugeflossen ist, ist bekannt genug; darüber hier zu reden, kann um so weniger meines Amtes sein, als dabei der Gegensatz von geschriebenem und gesprochenem Wort keine wesentliche Rolle spielt. Weit weniger ergründet ist der fremde Einfluß, der in der Satzfügung sich geltend macht, schon deshalb, weil er viel leichter der Beobachtung sich entzieht, denn deutsche Laute und Wörter sind es, die hier sich nach fremdem Vorbild müssen behandeln lassen. Dieses Schicksal hat fast ausschließlich die geschriebene, nicht die gesprochene Rede getroffen.¹⁾

In der ältesten Zeit hat so das Griechische auf die deutsche Sprache gewirkt, im biblischen Gotthisch der Uffianischen Übersetzung. Später war es fast allein das Lateinische, das derartige Macht ausgeübt hat, nur wenig das Französische, das in der Weise seines Satzbaus dem Deutschen viel näher stand. Zu zwei Zeiten hat das Lateinische Herrschaft über den deutschen Sprachgeist gewonnen: einmal in den Tagen des Althochdeutschen, wo Übersetzungen von Bekenntnisschriften und Predigten, von Darstellungen der evangelischen Geschichte und von Erörterungen lehrhafter Art der Verbreitung und Befestigung des Christentums dienen mußten; dann wieder seit der Neubelebung des klassischen Altertums im 15. Jahrhundert.

Manche aus der Fremde geholte Erscheinung ist beiden Zeiten der Dienstbarkeit gemeinsam: so die Nachbildung lateinischer Fügungen mit dem Infinitiv oder der Fügungen mit dem absoluten Mittelwort. In manchem ist jede Zeit ihre eigenen Wege gegangen. In althochdeutscher Zeit hat man der Armut an deutschen Satzfügungswörtern durch Nachbildung von lateinischen abzuwehren gesucht. In der neueren Zeit hat man es gelernt, die umfangreichen und kunstvollen Satzgebäude des Lateinischen auch in deutscher Sprache zu gestalten; hatte die ältere deutsche Sprache nur in sparsamster Weise den Nebensatz zwischen Teile des Hauptsatzes eingeschaltet, so wird dieser Brauch nun in großem Umfang geübt; nach lateinischer Regel oder wenigstens nach dem, was man für lateinische

¹⁾ Nur in Grenzgebieten, gegen das Slavische, das Dänische zeigt auch die mündliche Rede stärkere Einwirkung fremder Satzfügung, vgl. Schuchardt, Slavodeutsches und Wasserzieher, Glönsburger Deutsch, Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht VI, 563, der allerdings nicht von Irrtümern frei ist, f. Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht VI, 841, VII, 431. Wenn im Südwesten es hat gebraucht wird im Sinne von fr. il y a, so ist das kaum Nachbildung des Französischen, denn es begegnet auch im Ostdeutschen, vgl. Schleppe, Satzbau der Egerländer Mundart S. 121. Ebenso wenig darf, aus dem gleichen Grunde, das südwestdeutsche ich habe ihn begegnet auf das Vorbild von je l'ai rencontré zurückgeführt werden, vgl. Schleppe S. 123.

Regel hielt, wird dem Zeitwort des Nebensatzes, zeitweise sogar dem des Hauptsatzes, seine Stellung am Ende des Satzes zugewiesen.

Beides zusammen, die Einkhaltung des Nebensatzes, die Endstellung seines Zeitwortes, schuf jenen Zustand, wo am Schlusse eines Satzgebäudes die Zeitwörter haufenweise eingesammelt werden: »er hat den Preis nur, weil ein Mitbewerber, welcher, wie allgemein angenommen wird, überlegen ist, verzichtet hat, bekommen.«¹⁾ Ein Zustand, der die Verzweiflung des Ausländers bildet, oder aber seinen Spott herausfordert: hat doch Marc Twain behauptet, das Deutsche sei eine Sprache, die man nur auf dem Kopfe stehend lesen könne.²⁾

Wertwändig ist, daß, wie es scheint, das Lateinische es vermocht hat, einen gänzlichen Umschwung im Gebrauche der Verneinung herbeizuführen: während die ältere Sprache und mit ihr die volkstümliche Rede unsrer Tage³⁾ in wiederholter Verneinung höchstens eine Verstärkung der verneinenden Kraft sehen (»kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß«), haben wir uns vom Lateinischen belehren lassen, daß gedoppelte Verneinung eine Bejahung ergebe.

Angesichts so tiefgreifender Unterschiede in den äußeren und inneren Voraussetzungen ist es gar nicht anders möglich, als daß das Gepräge der Schriftsprache sehr stark abweicht von dem des geschriebenen Wortes. Und zwar nicht bloß in der Weise, daß die Schriftsprache eine Auswahl trifft unter dem, was mündlich gesagt werden kann; nicht allein hält sie früher Lebendiges fest oder hat sie fremde Einflüsse in sich aufgenommen; sondern sie hat Erscheinungen ausgebildet, die nicht früher gewesen sind und außerhalb der Schriftsprache nirgends angetroffen werden. Wenn die Schriftsprache einen großen Reichtum an Wörtern von abstrakter Bedeutung aufweist, wenn dagegen die Umgangssprache von ihnen sparsamen Gebrauch macht und die Mundart ihrer fast ganz entbehrt, so ist das im wesentlichen nicht Verlust auf der Seite des gesprochenen Wortes, sondern Neuschöpfung auf Seite des geschriebenen.⁴⁾ Wir haben noch heute den Brauch, im Nebensatz das Hilfszeitwort zu ersparen: »nachdem er erfahren, daß alles glücklich abgelaufen«; das ist und war im gesprochenen Wort wohl nirgends lebendig anzutreffen.⁵⁾ Eine eigenartige Freiheit übt die

¹⁾ Der Satz ist Kellers Antibarbarus, S. 144, entnommen.

²⁾ German books are easy enough to read when you hold them before the looking-glass or stand on your head — so as to reverse the construction. Mark Twain, a tramp abroad, Appendix D.

³⁾ Vgl. H. Hildebrand, Geheulte Verneinung, Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht III, 149, Otto Schwab, Die pleonastische Negation im Neuhochdeutschen, ebenda VIII, 807.

⁴⁾ Dabei spielt eine wesentliche Rolle, daß das mündliche Wort viel stärker als die schriftliche Auslassung konkrete Gegenstände bevorzugt gegenüber den abstrakten.

⁵⁾ Ich halte es allerdings wohl für möglich, daß auch hier lateinische Einflüsse mit im Spiel gewesen sind, vgl. lat. dixerunt se venturos.

Schriftsprache, wenn sie im Nebensatz der abhängigen Rede den Konjunktiv zur Anwendung bringt¹⁾: sie setzt die Form der Gegenwart, wenn es sich um die Einzahl handelt, aber die Form der Vergangenheit, wo die Mehrzahl gefordert wird: er behauptet, er habe gesehen, aber: er behauptet, sie hätten gesehen. Nichts davon in den Mundarten und der mit ihnen verbündeten Umgangssprache: sie kennen nur eine Zeitform: entweder überall der Konjunktiv der Vergangenheit: so im Norden, im Mitteldeutschen, im größten Teil der bayrisch-österreichischen Gebiete, oder überall der Konjunktiv der Gegenwart, wie im Alemannischen, im südwestlichen Bayrischen.²⁾

Von großer Bedeutung ist noch ein anderer Unterschied. Schon der oberflächliche Beobachter erhält von der Umgangssprache den Eindruck, daß sie looser gefügt sei als die Schriftsprache, eine Tatsache, die durch mancherlei Umstände bedingt wird. Insbesondere liebt es das gesprochene Wort, wie wir schon erörtert haben, die Sätze äußerlich gleichberechtigt nebeneinander zu stellen, statt Haupt- und Nebensatz zu bilden, und wo Unterordnung doch erfolgt, tritt der Nebensatz vor den Hauptsatz oder hinter den Hauptsatz, nicht eingeschaltet zwischen dessen Bestandteile. Aber auch im einzelnen Satz, ganz für sich betrachtet, lassen sich Unterschiede wahrnehmen in der Festigkeit der Fügung. Schon die Endstellung des Zeitworts, die wir als Einwirkung des Lateinischen erkannten, dient der engeren Zusammenfassung der Satzglieder. Wenn das Subjekt genannt ist und diesem erst die nähern und fernern Bestimmungen des Zeitworts folgen, so bleibt die Spannung ungelöst, bis die Hauptsache ausgesprochen ist, das Zeitwort selbst, das seine Unterthanen bereits angekündigt haben; vorher ist auch der Stimme kaum eine Ruhepause gestattet. Anders dagegen, wenn nach dem Brauch der Umgangssprache eine Bestimmung des

¹⁾ Vgl. Behaghel, Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz.

²⁾ Die Bezeichnungen von handelnden Personen durch Wörter auf -er zerfallen in zwei Gruppen: die eine bezeichnet ständige Eigenschaften, Berufe wie Käufer, Reiter, Schreiber; die zweite dient zum Ausdruck einmaliger Handlungen: der Geber, Schenker, Überbringer. So viel ich sehe, ist nur die erste Bildung Eigentum der lebendigen Sprache, die zweite dagegen Schöpfung der Schriftsprache. — Auch die Fügung von zu mit dem Mittelwort — die zu hörende Wortsetzung, die abzuhaltende Versammlung — ist schwerlich jemals volkstümlich gewesen. Überhaupt liebt es die lebendige Rede nicht, die einem Hauptwort vorausgehende Ergänzung stark zu belasten. Das Volk sagt wohl: der Mensch ist zu allem fähig, aber nicht: das ist ein zu allem fähiger Mensch; für die ältere Zeit vgl. dazu die Giesener Dissertation von Hellwig, Die Stellung des attributiven Adjektivs im Deutschen, sowie meine Ausgabe von Helldes Eneide S. CX (z. B. ein vrum man undo guot; vergleiche auch im Helldes: hard trio ondi hebog 1707, wid strata endi brod 1774). Hierher gehört auch die von mir in der Ztschr. 1898 Sp. 120 besprochene Erscheinung, daß es mhd. heißt: des küniges sun uz Osterreich, der Sohn des Königs von Osterreich.

Zeitworts erst nachgetragen wird¹⁾; sprechen wir z. B. den Satz: wie er ankam auf dem Gipfel des Berges, so ist in der Mitte eine starke Pause gestattet: wie er ankam | auf dem Gipfel des Berges; wird aber umgestellt, so ist dieser lose Anschluß nicht möglich: wie er auf dem Gipfel des Berges ankam.

In der gleichen Richtung wirkt nun aber eine verwandte Erscheinung, die die Schriftsprache nicht aus der lebendigen Rede überkommen und nicht vom Lateinischen gelernt hat: die Schriftsprache ist überhaupt geneigt, im Nebensatz zum gesprochenen Wort, eine Bestimmung einzuschalten zwischen Teile des von ihr bestimmten Satzglieds. Nicht nur: der Brief aus Amerika, das Fest vor acht Tagen, sagt kurzweg das gesprochene Wort, wo es in der Schriftsprache lieber heißt: der aus Amerika angekommene Brief, das vor acht Tagen abgehaltene Fest. Sondern der Schreibende wagt sich aufs Meer hinaus, der Sprechende wagt sich hinaus | aufs Meer; hier heißt es: er steht vom Boden auf, dort: er steht auf | vom Boden; hier: er hält sich von den Seinen fern, dort: er hält sich fern | von den Seinen; hier: er ist im Herzen demütig, dort: er ist demütig | in seinem Herzen.

So tiefgreifend sind die Unterschiede in den Bedingungen, in den Mitteln und Zwecken, in der gesamten Gestaltung, die zwischen geschriebenem und gesprochenem Worte bestehen. Wer all das unbefangen ins Auge faßt, wird nicht daran denken können, das eine als Maßstab für das andere zu betrachten.

Es wäre unmöglich; aber wenn es auch möglich wäre, so wäre es verhängnisvoll. Denn was das eigentliche Wesen unserer Schriftsprache ausmacht, daß sie uns die Einheit gebracht hat, die einheitliche Grundlage für den Gedankenaustausch, das würde zerstört werden: die Einheit würde in die Brüche gehen durch die Regelung nach dem Vorbild der Umgangssprache. Denn wie die Mundarten, so ist auch die Umgangssprache nach Gegenden verschieden, wenn auch lange nicht in gleichem Maße. Am meisten im Wortsatz, weniger auf dem Gebiete, in dem die Mundarten selbst einander näher stehen, in der Fügung der Worte und Sätze. Aber doch fehlt es auch hier nicht an Abweichungen.²⁾ Die eine im Gebrauch des Konjunktivs ist bereits genannt. Es ist ferner bekannt, daß der Süddeutsche anders erzählt als der Norddeutsche; da heißt es nicht: er kam, sah und siegte, sondern er ist gekommen, hat gesehen und hat gesiegt. Und wo der Süddeutsche einen Per-

¹⁾ S. die nachfolgende Abhandlung „Zur deutschen Wortstellung“.

²⁾ Diesen Umstand hat Schröer außer acht gelassen, der in der entschiedensten Weise die Herrschaft der Umgangssprache in der Schriftsprache fordert; vgl. seinen Aufsatz: Die deutsche Einheit in der Sprache, Münchener Neueste Nachrichten 1899, Nr. 454 und 456.

sonennamen gebraucht, erscheint er regelmäßig vom Artikel begleitet: der Karl, der Meier, der Karl Meier.¹⁾

Sind denn nun diejenigen ganz von Blindheit geschlagen, die eine Annäherung der Schriftsprache an das gesprochene Wort verlangen? So werden Sie vielleicht mit Erstaunen fragen. Und Sie hätten ganz recht mit dieser Frage. Was wir beweisen wollten und, so hoffe ich, bewiesen haben, war die Tatsache des Unterschiedes, die Unmöglichkeit, die Unterschiede aufzuheben. Über ein bestimmtes Maß dieser Unterschiede ist noch nichts damit ausgegagt. Und in der That giebt es Gründe genug, die uns dahin streben heißen, daß wir die Entfernung zwischen beiden nicht zu groß werden lassen. Denn das geschriebene Wort und das gesprochene Wort, sie sind keine zwei getrennten Welten, heute weniger als je. Das Wort des Redners wird festgehalten von der Feder des Schnellschreibers; was geschrieben und gedruckt ist, hat vielfach die Bestimmung, vorgelesen zu werden. Das Bildungsbedürfnis unserer Zeit, die reiche Entwicklung des Vereinslebens, die lebhafteste Teilnahme weiter Kreise an wirtschaftlichen und politischen Fragen, sie haben eine Vortragsform entfesselt, die früher unerhört war. Einem solchen Vortrag gereicht es ja nicht zum sittlichen Vorwurf, wenn er den Schein erweckt, als ob er unmittelbarer Eingebung, der Erregung des Augenblicks entsprungen sei. Aber wehe dem Hörer, wehe auch dem Redner, wenn dieser Schein auf Wahrheit beruht, denn nur wenigen ist solche Macht der Rede beschieden. Sichrer ist's jedenfalls, im stillen Kämmerlein die Fülle der Gedanken dem Papier anzubertrauen; dann mag immerhin die Zunge freier sich bewegen. Wer aber schreibt, was er sprechen will, der stellt sich im Geiste hin vor den Hörer, er redet innerlich leise mit, und so ergibt es sich ganz von selbst, daß sein Geschriebenes vom Gange des gesprochenen Wortes etwas verspürt.

Aber noch ein anderes, ein höheres kommt in Betracht. Längst gefallen sind die Schranken der alten Stände. Unsere Zeit ist von dem mächtigen Streben bewegt, daß sie ein Verständnis sucht zwischen denen, die auf der Höhe des Lebens stehen, und den Massen, die von unten empor drängen. Und wie schwer ist dieses Verstehen! Da gilt es denn vor allem, daß beide Teile, im eigentlichen Sinne des Wortes, die gleiche Sprache reden, daß nicht auf der einen Seite sei die Sprache des vollen Lebens, auf der andern ein erstarretes, verwideltes, von fremden Einflüssen durchsetztes Gebilde.

¹⁾ Ich erwähne ferner, daß das norddeutsche welche (es giebt welche) dem Süddeutschen fremd ist. — Mit den Zeitwörtern der Bewegung verbindet der Süddeutsche wohl nur sein mit dem Partia. Praet. (ich bin geschwommen, kein ich habe geschwommen). — Der Süddeutsche kann auf das Pferd sitzen, auf den Stuhl sehen, wo der Norddeutsche sich setzt, sich stellt. — Der Süddeutsche sagt: da weiß ich nichts davon, der Norddeutsche: da weiß ich nichts von.

So sind denn beständig zweierlei Mächte an der Arbeit: die einen arbeiten an der Scheidung des Geschriebenen und des gesprochenen Wortes, die andern drängen auf Aufhebung des Unterschiedes hin. Keine von beiden Parteien kann jemals vollen Sieg erringen, die andere völlig darniederwerfen. Nichts anderes ist möglich als ein beständiger Ausgleich zwischen den wohlberechtigten Forderungen beider Teile. Und so gewahren wir denn auch thatsächlich in der Geschichte unserer Sprache ein ewiges Spiel von Suchen und Meiden: bald größer, bald kleiner der Abstand. Und wenn sie sich finden, so erfolgt das nicht gerade in der Mitte: weit häufiger ist es, daß Eigenart des gesprochenen Wortes im Geschriebenen sich geltend macht, als daß das Ungelesene sich dem Geschriebenen anbeugt. Denn neben der Umgangssprache steht als mächtiger Rückhalt die Mundart. Weit leichter ist es, der strengen Zucht des geschriebenen Wortes zu entriunen, als bei der mündlichen Rede die Überlegung, die Kraft des Gedächtnisses walten zu lassen, wie bei der schriftlichen Aufzeichnung.

Und doch hat eine der schroffsten Sonderheiten der Schrift Aufnahme gefunden in der mündlichen Rede, das ist die Wiedergabe voller Worte in der Abkürzung durch einzelne Buchstaben. In manchen Fällen freilich nur scherzhaft: m. w. für machen wir verdankt sein Dasein wohl nichts anderem als dem heitern Einfall eines Lustspielbüchlers. Anderes lebt nur in beschränkten Kreisen: die Civilprozeßordnung, das bürgerliche Gesetzbuch hat sich der Jurist bequemer gemünzt in seinem C. P. O. und B. G. B. Am meisten solches Spuks treibt sich umher in der Sprache des Studenten. Der wäre gar erfreut, wenn unser Verein seinen Beitrag von 3 Cm. auf 2 Cm. herabsetzte. In der p-p-Suite läßt er sich pro patria das Gesicht zerhauen; wenn er auf der Kneipe sich vergeht, wird er mit dem B. B. belegt; ist er etwa Mitglied des Verbandes wissenschaftlicher Vereine, so singt er im Lied: stoßt an, B. B. lebe, hurra hoch! Manche dieser Kürzungen sind auch hinausgedrungen über die Kreise, in denen sie entstanden; bisweilen wie Münzen, deren Tauschwert zwar jeder kennt, deren wirklicher Feingehalt aber den meisten unbekannt bleibt. Wer sich des Ausdrucks p. p. bedient im Sinne von u. i. w., pflegt nicht zu wissen, daß das die Anfangsbuchstaben von lateinisch perge, perge sind, d. h. fahr fort, fahr fort. Gar manche, die mit dem L-Zug oder dem D-Zug fahren, ahnen nicht, daß das eine Luxuszug, das andere Durchgangszug bedeutet. Ebenso steht es mit S. C., D. C. als Bezeichnungen bestimmter studentischer Körperschaften; hier wird aber auch dem Wissenden die Auflösung erschwert, ja unmöglich gemacht. Denn die abgekürzte Formel hat das Schicksal gehabt, das sonst den vollen Wörtern erlöhrt: S. C. und D. C. hat eine Umbildung ihrer ursprünglichen Bedeutung erlebt: S. C. und D. C. bezeichnen nicht mehr bloß, wie es anfänglich gemeint war, den Konvent der Senioren, den Konvent der Delegierten, sondern auch die Verbindungen selbst, die sich diese Art der Vertretung geschaffen: die Gesamtheit

der Corps und der Burschenschaften. Das Wertwürdigste aber ist, daß diese Kürzungsformeln sogar zum Ausgangspunkt neuer Wortbildungen werden können. Wer in einem Verein deutscher Studenten verkehrt — B. d. St. —, der kann es erleben, daß seine Mitglieder sich als die Laudeesteeer bezeichnen. Seit einiger Zeit werden die Männer, die auf der ostdeutschen Barte stehen, die den Kampf gegen das herandrängende Polentum auf ihre Fahne geschrieben haben, mit der Bezeichnung Galatisten belegt. Der größte Gelehrte der Zukunft würde vergebens alle Mittel der Sprachforschung aufbieten, um den Ursprung des Wortes zu ergünden, wenn es ihm nicht überliefert würde, daß G. K. T. die Anfangsbuchstaben sind von drei hervorragenden Männern jener Bewegung: Hansemann, Kühnemann und Tiedemann.¹⁾

Höchst fremdartig klingen diese Schreibbezeichnungen hinein in die mündliche Rede. Und doch — wer näher zusieht, muß erkennen, daß hier die eigensten Bestrebungen des mündlichen Wortes zum Ausdruck kommen, die wir thätig sehen in dem Zuge nach Sparbarkeit, in der Neigung, das volle Wort durch Kurzformen zu ersetzen.

Dagegen bedeutet es in der That eine gewaltige Einbuße für die Bartei des gesprochenen Wortes, wenn eine Gattung desselben sich seinen Gesetzen fast völlig entzieht. Die feierliche Rede, die Predigt, der Festvortrag, der rednerische Erguß in der politischen Versammlung, in den Volksvertretungen, ist im großen und ganzen nichts anderes als ein Sprechen des geschriebenen Wortes.

Sehen wir jedoch ab von diesem besondern Einzelfall, so sind die Erscheinungen weit zahlreicher, wo die Geseze der mündlichen Rede sich in der geschriebenen geltend machen.

Es ist keine einheitliche Entwicklung, die sich hier uns darbietet; es giebt Unterschiede nach Raum und Zeit, nach Gattungen der Rede, ja sogar nach den grammatischen Bestandteilen. Mit geringer Mühe kann die mündliche Rede den Sieg erringen gegenüber den Satzfügungen, die aus dem Lateinischen eingedrungen sind, ohne an verwandten Erscheinungen

¹⁾ Ich verweise noch auf die unauflösbare Abkürzung: An das »Tit.« Publikum u. dgl., ferner auf die Redensart: aus dem Egef. Sie kann unmöglich, wie man gewollt hat, aus ff = fortissimo stammen; das Bortwort a us wäre hier nicht zu deuten. Es stammt vielmehr aus dem Brauche der Juristen, mit FF die Digesten zu bezeichnen; das Zeichen ist hier Verlesung eines alten durchstrichenen D. Man sagte also etwa: das will ich aus dem ff beweisen, gründlich beweisen, d. h. aus dem Corpus juris. — In einigen Gegenden Bayerns findet sich der Brauch, daß, während der Tote auf der Bahre liegt, einen Tag vor dem Begräbnisse, gegen Abend dreimal gekläutet wird; dies Kläuten heißt das »Drei-Kläut-Kläuten«. Der Name kommt von dem dreimaligen Requiem im Drevier; jeder der drei Teile des Totenofficiums schloß mit dem Gebet: requiem aeternam dona eis, wozu ein Glockenzeichen gegeben wurde; f. Mitteilungen und Umfragen zur bayrischen Volkstunde 1896, Nr. 2 und Nr. 4.

des Deutschen selbst einen festen Anhalt zu finden. So hat der Affluatid mit dem Infinitiv, der seit dem 15. Jahrhundert es sich im Deutschen bequem gemacht hatte, sich nicht länger als bis auf Lessing behaupten können.

Auch die unter lateinischem Einfluß durchgeführte Endstellung des Zeitworts hat den Ansturm der mündlichen Rede erfahren. Sie ist zwar nicht beseitigt, aber doch in ihrer Macht stark erschüttert worden. Und zwar hat dabei noch ein besonderer Umstand mitgewirkt. Unsere Sätze haben ja je länger je mehr an Umfang zugenommen, durch die Häufung von Umstandsbestimmungen, durch die massenhafte Verwendung von Abstraktwörtern mit den zugehörigen Ergänzungen. Daraus ergab sich für die mündliche Rede nicht selten ein ärgerlicher Uebelstand: das Aussagesatzwort, mit dem der Satz abschließen sollte, war zu kurz, nicht vollständig genug, um der Masse der vorübergehenden Bestimmungen das Gleichgewicht zu halten, um ein kräftiges Ausstönen des Satzes zu ermöglichen.

Man begegnete dem, indem man diesen Schlußteil des Satzes umfangreicher gestaltete. So wurde man u. a. zu jener vielfach getadelten Form des Beinworts geführt; es hieß nicht mehr: der Verlauf der gestern abgehaltenen Versammlung war günstig, sondern: er war ein günstiger.¹⁾ Oder man griff zu Umschreibungen: ein Schriftstück wurde früher ganz einfach verlesen; jetzt kommt es zur Verlesung; es wird nicht mitgeteilt, sondern zur Kenntnis gebracht, nicht beschloffen, sondern zum Beschluß erhoben. Oder endlich man fand die Abhilfe auf dem Gebiete der Wortstellung: das Zeitwort mußte den Platz verlassen, dem es nicht gewachsen war, und andere Bestimmungen traten an das Ende des Satzes.²⁾

Es ist nur natürlich, daß solche Wirkungen der mündlichen Rede nicht in allen Gattungen des Schrifttums sich gleichmäßig zeigen. Am wenigsten in der ruhig dahingleitenden Geschichtserzählung, der wissenschaftlichen Betrachtung; bisweilen sehr stark in den Gesprächspartien der Novelle, des Romans, vor allem im Drama.

Nicht alles, was aus dem vollen Vorn des unmittelbaren Lebens schöpft, nicht alles, was volkstümlich in Wesen und Gestalt, nicht alles das ist deshalb auch ganz lebendig in der Sprache, ein treuer Spiegel des gesprochenen Wortes. Bilder von packendster Wirklichkeit sind es, die im 17. Jahrhundert der Simplicissimus uns vor Augen stellt, und doch ist die Sprache vielfältig vom Kanzleideutsch angekränelt, ist z. B. die Endstellung des Zeitworts streng genug festgehalten. Sie kennen den

¹⁾ Freilich haben dabei auch andere Gründe mitgewirkt, vgl. Literaturbl. f. germ. u. roman. Phil. 1893, S. 93.

²⁾ Mein alter Lehrer Barisch hatte beim Vortrag die Gewohnheit, dem Schluß seiner Sätze dadurch mehr Körper zu verleihen, daß er den letzten Begriff durch mehrere sinngleiche Wörter ausdrückte und bezeichnete.

Feldzug, der gegen die heillose Umstellung des und geführt wird, wie sie namentlich der Kaufmann übt: ihre Sendung ist mir zugegangen, und sehe ich weiterer Mitteilung entgegen. Diesen Mißbrauch zu stützen, hat man sich auf die Sprache der Grimmschen Hausmärchen berufen, die doch gewiß lebendige Sprache widerspiegeln.¹⁾ Das ist ein erheblicher Irrtum. Denn die Sprache der Hausmärchen ist in vielen Punkten stilisiert, ein Erzeugnis bewußter Kunst, nachgebildet der Erzählungsweise vergangener Tage. Ebenso geht der in die Irre, der im Volkslied ein Zeugnis des lebendigen Sprachgeistes sehen will.²⁾ Wie alle Poesie, ist auch das Volkslied an Einfachheit gewöhnt in Gestaltung seiner Satzfügungen; und insofern steht es freilich dem gesprochenen Worte nahe. Aber zugleich hält gerade das Volkslied mit der größten Zähigkeit Fügungen fest aus alter und ältester Zeit. Wenn das Volkslied noch immer singt von Röslein rot, so bewahrt es damit eine Wortstellung, die seit etwa einem Jahrtausend der lebendigen Sprache abgestorben ist³⁾; und wenn Röslein rot des Geschlechtsworts entbehrt, so ist das gar eine Weise, die einem künstlichen Streben nach altertümlichen Aussehen das Dasein verbannt.

Höchst merkwürdig ist die Tatsache, daß verschiedene Teile Deutschlands sich verschieden verhalten zu dem gesprochenen Wort: freieren Eingang gestattet ihm der Süden, der Rhein, während der Norden viel mehr auf seinem papiernen Schein besteht. Das läßt sich z. B. wahrnehmen an einer Eigentümlichkeit der Wortbeugung, einer scheinbar ganz unbedeutenden Kleinigkeit, die aber gerade um deswillen sehr bezeichnend ist. Es giebt im Neuhochdeutschen eine eigentümliche Regel, daß nach schwachtonigen Nebensilben das *e* der Endung keinen Bestand hat; der Herzoge, daz gevonnisse, daz ellende des Mittelhochdeutschen sind im Neuhochdeutschen zu Herzog, Gefängnis, Elend geworden.⁴⁾ Dies Gesetz müßte auch in der Beugung der Wörter durchbrechen; man sollte z. B. erwarten, daß im Dativ der Hauptwörter das einfache Wort anders behandelt würde als das zusammengesetzte: daß es hieße: dem Tage, aber dem Landtag, dem Werke, aber dem Handwerk. In der That giebt es Süddeutsche genug, die einem solchen Gesetze sich fügen oder die es wenigstens deutlich durchschimmern lassen. Anderswo, zumal

¹⁾ Vgl. Boeschel, in diesen Beispielen Nr. V, 211.

²⁾ Wie dies Otto Schröder thut; aus dieser Quelle stammt wohl sein ganz unliebedigendes darin im Sinne von worin.

³⁾ Vgl. die von mir angeregte Gießener Dissertation von Hellwig, die Stellung des attributiven Adjektivs im Deutschen.

⁴⁾ Vgl. Behaghel im Grundriß der deutschen Philologie², I, S. 710. — In welcher mitteldeutschen oder niederdeutschen Mundart ist dieses Gesetz noch heute erkennbar? Vielleicht kann einer unserer Leser mir hierüber Mitteilungen machen.

im Norden, wird unterschiedslos bei jeder Art von Hauptwörtern das Dativ-*e* zur Anwendung gebracht.

Diese Erscheinung ist deshalb so merkwürdig, weil die Mundarten dem Süddeutschen gar keinen Anhalt für seine Regel geben, da sie das *e* der Endung in allen und jeden Fällen haben untergehen lassen. Es ist nicht anders möglich: die Regel muß eine solche sein, die ihre Geltung hat für den Rhythmus der gebildeten mündlichen Rede. Wenn der Norddeutsche es vorzieht, der eintönigen Grammatikregel zu folgen, so hängt das zum Teil mit seinem ganzen Wesen zusammen, dem großen Wert, den er auf die Durchführung strenger Formen legt; aber auch die Eigenheit der Sprache selbst leitet ihn auf diese Bahn. Zwischen der Schriftsprache und seinem Platt ist der Abstand viel größer als der zwischen der Schriftsprache und den süddeutschen Mundarten; viel mehr also ist der Norddeutsche darauf angewiesen, die schriftgemäße Rede nach den Regeln der Grammatik künstlich zu erlernen.

Mit diesem starken Gegensatz zwischen Kunst und Natur ist aber zugleich die Möglichkeit gegeben, daß das Verhältnis zwischen Nord und Süd geradezu sich umkehrt, daß der Rückschlag dort viel stärker wird, daß der Norden viel mächtiger als der Süden die Umkehr zur Natur erstrebt, wenn einmal die Zeit erfüllt sein wird.

Zu allen Zeiten hat ja die Scheidung des geschriebenen und des gesprochenen Wortes bestanden, bald mit größerem, bald mit kleinerem Abstand. Aber freilich, in den ältesten Zeiten unseres Schrifttums ist es kaum möglich, die Entwicklung der Dinge auch nur im allgemeinen zu erkennen, schon deshalb, weil nur sehr spärlich die Zahl der Denkmäler, die auf uns gekommen sind. Zum erstenmal geschieht es im 13. Jahrhundert, daß wir den Gegensatz deutlich verspüren, in den Wirkungen, die er ausübt auf die großen Dichter der Zeit. Bei Hartmann von Aue, bei Gottfried von Straßburg, da gedeiht die feinste Blüte wohl abgewogener, streng geregelter Rede; kein Stäubchen haftet an den glatten Worten. Ganz anders bei Wolfram v. Eschenbach, der von sich selber bezeugt — vielleicht freilich nur im Scherz —, daß er nicht schreiben noch lesen gelernt. Da zeigen sich denn allerlei Merkmale des gesprochenen Wortes: einfacher Bau des Satzes, das sachlich Abhängige in der Form selbständig gemacht, das Ende nicht dem Anfang entsprechend.¹⁾ Aber er hat keine Nachfolge gefunden. Selbst die Vorgeschichte des Meier Helmbrecht, die häuerlichen Idyllen Reidharts, die deren Schilderungen von Regens Hochzeit liegen in dem Banne der höfischen Rede. Einen starken Anstoß zur Weltentfremdung erhält das geschriebene Wort im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts, als man wieder begann, Denk-

¹⁾ Vgl. Böttcher, über die Eigentümlichkeiten der Sprache Wolframs, Germ. XXI, S. 282 ff.

maler lateinischer Sprache zu übertragen und an den Fügungen der fremden Sprache Gefallen zu finden. Wohl hat sich die Zeit noch mannhaft gewehrt, namentlich in Luthers Person; aber er selbst ist nicht ganz selten der trocknen Akse des Kanzleifils verfallen.¹⁾ Der Widerstand ist vergebens. Es dringen die großen Satzgebäude herein, unübersichtlich, verwickelt, ohne das Ebenmaß der lateinischen Vorbilder. Das Zeitwort rückt ans Ende des Satzes, bei Manchen nicht nur im Nebensatz, sondern auch im Hauptsatz. Vielfach geht es sogar ganz verloren, wenigstens die Hilfszeitwörter haben und sein, auch dies sogar im Hauptsatz.²⁾

Mit dem Ende des 16. Jahrhunderts ist diese Abkehr von der Natur vollzogen, und sie beharrt das 17. Jahrhundert hindurch und hinaus bis über die Mitte des 18ten. Noch Lessing gehört in wesentlichen Stücken der alten Schule an, der doch bis in die gelehrten Schriften hinein die Gesprächsform bringen läßt. Dann aber macht sich mit einemmale ein Rückschlag geltend, mit Ungeßüm, mit vollem Bewußtsein, bei den Vertretern von Sturm und Drang, wo das Streben nach Natur, die Selbstherrlichkeit der Leidenschaft alle Bande der Regel sprengt. Aber freilich, wie sie im Trachten nach Natur nicht selten zur Unnatur gedrängt werden, statt Menschen Fragen geschaffen haben, so haben sie auch Sätze gebildet, wie sie wohl Trunkene oder Wahnsinnige stammeln, die aber fremd sind der einfachen kunstlosen Rede.

Weit unbefangener und treuer haben die der lebendigen Rede gelauscht, die nach einem Jahrhundert des Rückschritts die Arbeit wieder aufnahmen, die neuen Stürmer und Dränger. Und gerade da sind sie zumeist aufgestanden, wo der Geist der sprachlichen Regel am stärksten walte, auf norddeutschem Boden. Was sie schrieben, ist nicht immer erfreulich. Und die Flut beginnt bereits sich zu verlaufen; der Drang nach Wirklichkeit macht bereits dem Sehnen Platz nach dem Dämmerlicht der Romantik. Und doch ist uns bleibender Gewinn erwachsen. Im Kampfe zwischen der Vergangenheit, der starren Gebundenheit und der Gegenwart, der freien Bewegung ist heute und wohl auf geraume Zeit hinaus das Ringlein nicht mehr schwankend, sondern der Sieg gehört der Freiheit, dem Leben, soweit von Sieg die Rede sein kann in einem Streit, der immer sich erneut und ewig sich erneuen muß.

Daß dies der Gang der Dinge geworden, das hätten jene Männer nicht allein zu stande gebracht. Es mußte hinzukommen, daß der gesamte Entwicklungsgang des deutschen Geistes in dieser Richtung sich bewegte.

Der Gegensatz zwischen gesprochenem Wort und geschriebenem Wort läßt sich auf einen noch tieferen Gegensatz zurückführen. Der Geist des

¹⁾ Vgl. Rückert, Geschichte der nhd. Schriftsprache, II, 120.

²⁾ Dies Fehlen von sein und haben im Hauptsatz geht sicher auf lateinisches Vorbild zurück.

geschriebenen Wortes — er bedeutet das Verleugnen des eignen Selbst, die Verbeugung vor Mächten außer uns, vor der Gewalt der Vergangenheit, vor der Gewalt des Auslandes. Der Geist des gesprochenen Wortes — er bedeutet die Selbstherrlichkeit des wirklich Empfundnen, das Ausleben höchst persönlicher Eigenart. Dieser Geist der Wahrheit muß wachsen in dem Maße, als bei der Gesamtheit wie bei dem Einzelnen das Vertrauen wächst in die eigene Kraft, auf das Recht des eigenen Sonderturns. Ein solches Anwachsen, wir haben es erleben dürfen in den letzten Jahrzehnten unserer deutschen Geschichte, erleben dürfen als das unvergleichliche Werk jenes ewig Großen. Otto von Bismarck hat auch zu unserm Verein in engen Beziehungen gestanden. Seitdem wir zum letztenmal in festlicher Versammlung vereint waren, hat er die Augen geschlossen für immer. Wohl ziemt es sich, daß wir seiner gedenken. Und wohl besteht ein inneres Band zwischen ihm und dem Gegenstand unserer heutigen Betrachtung: Bismarck, mit seinem ungeheuren Sinn für das Wirkliche, ist nicht nur durch seine Thaten ein Überwinder der Vergangenheit, der Schöpfer der großen nationalen Bewegung, als deren Frucht auch unser Sprachverein sich gestaltet hat, sondern er ist auch in seinen Worten ein Beispiel für unsere heutigen Sätze.

Sichte hat seine Hörer hingeworfen mit einer Veredamkeit, die ganz schüchtern nur und vereinzelt Töne des gesprochenen Wortes erklingen läßt.¹⁾ Die Männer der Paulskirche haben die Grundrechte erörtert in zumeist höchst akademischen Reden. Dagegen in Bismarcks Reden die Abkehr vom Alten, Gebundenen, die Zuwendung zum Neuen und Bewegten.²⁾ Wir wissen, daß nicht leicht ihm die Rede von den Lippen floß. Dieser Mann hat keine Zeit gehabt³⁾, seine Sätze voraus zu bedenken, zu glätten und zu feilen; er hat nicht Worte gesucht, um zu reden; er hat nicht fertig gemünztes Wortgepränge ausgegeben. Wie die Gedanken ihm zuströmen, so sucht er sie zu gestalten, im Ringen mit dem Ausdruck, im Suchen nach dem Wort, das genau die Vorstellung deckt. Da mag es ihm wohl begegnen, daß das Satzgebäude aus den Fugen gerät, daß aus zwei gangbaren Wendungen eine dritte, noch nicht erhörte, geprägt wird, daß die Teile nicht so zusammenstimmen, wie die strenge Regel es verlangt. Mit vollkommener Frische und Unmittelbarkeit werden die Sätze

¹⁾ Es ist die Entstellung des Zeitwortes im Nebensatz nicht streng festgehalten.
²⁾ In den ersten Jahren seines Auftretens weniger als später; doch mag zu diesem Eindruck auch die später geringere Sorgfalt der nachträglichen Durchsicht Schuld tragen. Aber Bismarck als Redner vgl. das Buch von Wunderlich, die Kunst der Rede in ihren Hauptzügen an den Reden Bismarcks dargestellt, Leipzig 1898.

³⁾ Vgl. Bismarcks polit. Reden Bd. VII, 199: »Ich habe nicht die Zeit, meine Reden vorzubereiten, dazu habe ich nicht die Arbeitskraft, und ich bin, wenn ich vor Ihnen spreche, und selbst in langen Reden, in einer gewissen Sorge, daß das Wort, was mir über die Lippen fällt, vielleicht nicht das richtig gewählte sein werde.«

vor uns hingestellt, selbständig, nicht selten lose gegliedert, Musterleistungen der echten mündlichen Rede, wie nur der sie zu schaffen vermag, der wirklich etwas zu sagen hat.

Das war ja das Große bei dem ersten Kanzler des deutschen Reichs, daß er allüberall gehandelt hat nicht irgend welchen theoretischen Forderungen zuliebe, nicht nach dem Gebrauche, nach der Überlieferung, sondern heraus aus den unmittelbaren Forderungen des Tages, des Lebens. Nur so gedeiht die wahre Kunst des Staatsmanns, nur so gedeiht echte deutsche Rede. Mit gutem Grund hat der Deutsche Sprachverein den Fürsten Bismarck zu seinem Ehrenmitglied gemacht, ihn, der der deutschen Sprache innerstes Wesen erkannt, der deutsche Sprache und deutschen Namen zur höchsten Ehre geführt hat. Und so wird es denn auch allezeit unsere Ehre sein, darüber zu wachen, daß sein Name in Ehren bleibe, daß das in Ehren bleibe, was uns sein Name bedeutet.



Bemerkung: Einzelne Anschauungen und Aufstellungen des vorstehenden Vortrags weiter auszuführen oder näher zu begründen, ist die Aufgabe der drei sich unmittelbar anschließenden Aufsätze.